

Nr. 78. Bromberg, den 26. Mai 1925

Tom Sawyers Abenteuer.

Von **Mark Twain.**

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(1. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.

Der Sonnabend-Morgen tagte, die ganze sommerliche Welt draußen war sonnig und klar, sprudelnd von Leben und Bewegung. In jedem Herzen schien's zu klingen und zu singen und wenn das Herz jung war, trat der Klang unversehens auf die Lippen. Freude und Lust malte sich in jedem Antlitz, jeder Schritt war beflügelt. Die Akazien blühten und erfüllten mit ihrem köstlichen Duft rings alle Lüfte.

Tom erschien auf der Bildfläche mit einem Eimer voll Tünche und einem langstieligen Pinsel. Er stand vor dem Zaun, besah sich das zukünftige Feld seiner Tätigkeit und es war ihm, als schwände mit einem Schlage alle Freude aus der Natur. Eine tiefe Schwermut bemächtigte sich seines ahnungsvollen Geistes. Dreißig Meter lang und neun Fuß hoch war der unglückliche Zaun! Das Leben schien ihm öde, das Dasein eine Last. Seufzend tauchte er den Pinsel ein und fuhr damit über die oberste Planke, wiederholte das Manöver einmal und noch einmal. Dann verglich er die unbedeutende übertünchte Strecke mit der Riesenausdehnung des noch ungetünchten Zaunes und ließ sich entmutigt auf ein paar knorrigen Baumwurzeln nieder. Jim, der kleine Nigger, trat singend und springend aus dem Hoftor mit einem Holzeimer in der Hand. Wasser an der Dorfpumpe holen zu müssen, war Tom bis jetzt immer gründlich verhaßt gewesen, in diesem Augenblick dünkte es ihm die höchste Wonne. Er erinnerte sich, daß man dort immer Gesellschaft traf; Weiße, Mulatten und Nigger-Jungen und Mädchen waren da stets zu finden, die warteten, bis die Reihe an sie kam und sich inzwischen ausruhten, mit allerlei handelten oder tauschten, sich zankten, rauften, prügelten und dergleichen Kurzweil trieben. Auch durfte man Jim mit seinem Eimer Wasser nie vor Ablauf einer Stunde zurück erwarten, obgleich die Pumpe kaum einige hundert Schritte vom Haus entfernt war und selbst dann mußte gewöhnlich noch nach ihm geschickt werden. Ruft also Tom:

„Hör', Jim, ich will das Wasser holen, streich' du hier ein bißchen an."

Jim schüttelte den Dickkopf und sagte:

„Nix das können, junge Herr Tom. Alte Tante sagen, Jim sollen nix tun andres als Wasser holen, sollen ja nix anstreichen. Sie sagen, junge Herr Tom wohl werden fragen Jim, ob er wollen anstreichen, aber er nix sollen es tun — ja nix sollen es tun."

„Ach was, Jim, laß dir nichts weiß machen, so redet sie immer. Her mit dem Eimer, ich bin gleich wieder da. Sie merkt's noch gar nicht."

„Jim sein so bange, er's nix wollen tun. Alte Tante sagen, sie ihm reißen Kopf ab, wenn er's tun."

„Sie! O Herr Jemine, die kann ja gar niemand ordentlich durchhauen, — die fährt einem ja nur mit der Hand über den Kopf, als ob sie streicheln wollte, und ich möcht' wissen, wer sich daraus was macht. Ja, schwatzen tut sie von durchhauen und allem, aber schwatzen tut nicht weh, — das heißt, so lang sie nicht weint dazu. Jim, da, ich schenk dir auch 'ne große Murmel, — da und noch 'nen Gummi dazu!"

Jim schwankte.

„'nen Gummi, Jim, und was für ein Stück, sieh mal her!"

„O, du meine alles! Sein das prachtvoll Stück Gummi. Aber, junge Herr Tom, Jim sein so ganz furchtbar bange vor alte Tante!"

Jim aber war auch nur ein schwacher Mensch, — diese Versuchung erwies sich als zu stark für ihn. Er stellte seinen Eimer hin und streckte die Hand nach dem verlockenden Gummi aus. Im nächsten Moment flog er jedoch, laut aufheulend, samt seinem Eimer die Straße hinunter, Tom tünchte mit Todesverachtung drauf los und Tante Polly zog sich stolz vom Schlachtfeld zurück, Pantoffel in der Hand, Triumph im Auge.

Toms Eifer hielt nicht lange an. Ihm fiel all das Schöne ein, das er für diesen Tag geplant und sein Kummer wuchs immer mehr. Bald würden sie vorüberschwärmen, die glücklichen Jungen, die heute frei waren, auf die Berge, in den Wald, zum Fluß, überall hin, wo's schön und herrlich war. Und wie würden sie ihn höhnen und auslachen und verspotten, daß er dableiben und arbeiten mußte, — schon der Gedanke allein brannte ihn wie Feuer. Er leerte seine Taschen und musterte seine weltlichen Güter, — alte Federn, Glas- und Steinkugeln, Marken und sonst allerlei Kram. Da war wohl genug, um sich dafür einen Arbeitstausch zu verschaffen, aber keineswegs genug, um sich auch nur eine knappe halbe Stunde voller Freiheit zu erkaufen. Seufzend wanderten die beschränkten Mittel wieder in die Tasche zurück und Tom mußte wohl oder übel die Idee fahren lassen, einen oder den andern der Jungen zur Beihilfe zu bestechen. In diesem dunklen, hoffnungslosen Moment kam ihm eine Eingebung! Eine große, eine herrliche Eingebung! Er nahm seinen Pinsel wieder auf und machte sich still und emsig an die Arbeit. Da tauchte Ben Rogers in der Entfernung auf, Ben Rogers, dessen Spott er von allen gerade am meisten gefürchtet hatte. Ben's Gang, als er so daher kam, war ein springender, hüpfender kurzer Trab, Beweis genug, daß sein Herz leicht und seine Erwartungen hoch gespannt waren. Er biß lustig in einen Apfel und ließ dazu in kurzen Zwischenpausen ein langes, melodisches Geheul ertönen, dem allemal ein tiefes gezogenes ding—dong—dang, ding dong—dang folgte. Er stellte nämlich einen Dampfer vor. Als er sich Tom näherte, gab er Halbdampf, hielt sich in der Mitte der Straße, wandte sich stark nach Steuerbord und glitt drauf in stolzem Bogen dem Ufer zu, mit allem Aufwand von Pomp und Umständlichkeit, denn er stellte nichts Geringeres vor, als den „Großen Missouri" mit neun Fuß Tiefgang. Er war Schiff, Kapitän, Mannschaft, Dampfmaschine, Glocke, alles in allem, stand also auf seiner eigenen Schiffsbrücke, erteilte Befehle und führte sie aus.

„Halt, stoppen! Klinge—linge—ling." Der Hauptweg war zu Ende und der Dampfer wandte sich langsam dem Seitenweg zu „Wenden! Klingelingeling!" Steif ließ er die Arme an den Seiten niederfallen. „Wenden Steuerbord! Klingelingeling! Tschu! tsch—tschu—u—tschu!"

Nun beschrieb der rechte Arm große Kreise, denn er stellte ein vierzig Fuß großes Rad vor. „Zurück, Backbord! Klingelingeling! Tschu—tsch—tschu—u—tsch!" Der linke Arm begann nun Kreise zu beschreiben.

„Steuerbord stoppen! Lustig, Jungens! Anker auf — nieder! Klingeling! Tsch—tschun—tschu! Los! Maschine stoppen! He, Sie da! Scht—schtscht!" (Ausströmen des Dampfes.)

Tom tünchte währenddessen und ließ den Dampfer Dampfer sein. Ben starrte ihn einen Augenblick an und grinste dann:

„Hi—hi! Festgenagelt — äh?"

Keine Antwort. Tom schien seinen letzten Strich mit dem Auge eines Künstlers zu prüfen, dann fuhr er zart mit dem Pinsel noch einmal darüber und übersah das Resultat in derselben kritischen Weise wie zuvor. Ben marschierte nun neben ihm auf. Toms Mund wässerte nach dem Apfel, er hielt sich aber tapfer an die Arbeit. Sagt Ben:

„Hallo, alter Junge, Strafarbeit, ja?"

„Ach, du bist's, Ben, ich hab' gar nicht aufgepaßt!"

„Hör du, ich geh schwimmen, willst du vielleicht mit? Aber gelt, du arbeitest lieber, natürlich, du bleibst viel lieber da, gelt?"

Tom maß ihn erstaunt von oben bis unten.

„Was nennst du eigentlich arbeiten?"

„W—was? Ist das keine Arbeit?"

Tom tauchte seinen Pinsel wieder ein und bemerkte gleichgültig:

„Vielleicht — vielleicht auch nicht! Ich weiß nur soviel, daß das dem Tom Sawyer paßt."

„Na, du willst mir doch nicht weiß machen, daß du's zum Vergnügen tust?"

Der Pinsel strich und strich.

„Zum Vergnügen? Na, seh' nicht ein, warum nicht. Kann unser einer denn alle Tag 'nen Zaun anstreichen?"

Das warf nun ein neues Licht auf die Sache. Ben überlegte und knupperte an seinem Apfel. Tom fuhr sachte mit seinem Pinsel hin und her, trat dann zurück, um die Wirkung zu prüfen, besserte hie und da noch etwas nach, prüfte wieder, alles ohne sich im geringsten um Ben zu kümmern. Dieser verfolgte jede Bewegung, eifriger und eifriger mit steigendem Interesse. Sagt er plötzlich:

„Du, Tom, laß mich ein bißchen streichen!"

Tom überlegte, schien nachgeben zu wollen, gab aber diese Absicht wieder auf: „Nein, nein, das würde nicht gehen, Ben, wahrhaftig nicht. Weißt du, Tante Polly nimmt's besonders genau mit diesem Zaun, so dicht bei der Straße, siehst du. Ja, wenn's irgendwo dahinten wär', da läg nichts dran, — mir nicht und ihr nicht — so aber! Ja, sie nimmt's ganz ungeheuer genau mit diesem Zaun, der muß ganz besonders vorsichtig gestrichen werden, — einer von hundert Jungen vielleicht, oder noch weniger, kann's so machen, wie's gemacht werden muß."

„Nein, wirklich? Na, komm, Tom, laß mich's probieren, nur ein ganz klein bißchen. Ich ließ dich auch dran, Tom, wenn ich's zu tun hätte!"

„Ben, wahrhaftig, ich tät's ja gern, aber Tante Polly — Jim hat's tun wollen und Sid, aber die haben's beide nicht gedurft. Siehst du nicht, wie ich in der Klemme stecke? Wenn du nun anstreichst und 's passiert was und der Zaun ist verdorben, dann —"

„Ach, Unsinn, ich will's schon recht machen. Na, gib her, — wart', du kriegst auch den Rest von meinem Apfel; 's ist freilich nur noch der Butzen, aber etwas Fleisch sitzt doch noch drum."

„Na, denn los! Nein, Ben, doch nicht, ich hab' Angst, du —"

„Da hast du noch 'nen ganzen Apfel dazu!"

Tom gab nun den Pinsel ab, Widerstreben im Antlitz, Freude im Herzen. Und während der frühere Dampfer „Großer Missouri" im Schweiße seines Angesichts drauf los strich, saß der zurückgetretene Künstler auf einem Fäßchen im Schatten dicht dabei, baumelte mit den Beinen, verschlang seinen Apfel und brütete über dem Gedanken, wie er noch mehr Opfer in sein Netz zöge. An Material dazu war kein Mangel. Jungen kamen in Menge vorüber. Sie kamen um zu spotten und blieben um zu tünchen! Als Ben müde war, hatte Tom schon Kontrakt gemacht mit Billy Fischer, der ihm einen fast neuen, nur wenig geflickten Drachen bot. Dann trat Johnny Miller gegen eine tote Ratte ein, die an einer Schnur zum Hin- und Herschwingen befestigt war und so weiter und so weiter, Stunde um Stunde. Und als der Nachmittag zur Hälfte verstrichen, war aus Tom, dem mit Armut geschlagenen Jungen mit leeren Taschen und leeren Händen, ein im Reichtum förmlich schwelgender Glücklicher geworden. Er besaß außer den Dingen, die ich oben angeführt, noch zwölf Steinkugeln, eine freilich schon etwas stark beschädigte Mundharmonika, ein Stück blaues Glas, um die Welt dadurch zu betrachten, ein halbes Blasrohr, einen alten Schlüssel und nichts damit aufzuschließen, ein Stück Kreide, einen halb zerbrochenen Glasstöpsel von einer Wasserflasche, einen Bleisoldaten, ein Stück Seil, sechs Zündhütchen, ein junges Kätzchen mit nur einem Auge, einen alten messingnen Türgriff, ein Hundehalsband ohne Hund, eine Messerklinge, vier Orangenschalen und ein altes, wackeliges Stück Fensterrahmen. Dazu war er lustig und guter Dinge, brauchte sich gar nicht weiter anzustrengen die ganze Zeit über und hatte mehr Gesellschaft beinahe, als ihm lieb war. Der Zaun wurde nicht weniger als dreimal vollständig überpinselt und wenn die Tünche im Eimer nicht ausgegangen wäre, hätte er zum Schluß noch jeden einzelnen Jungen des Dorfes bankerott gemacht.

Unserm Tom kam die Welt gar nicht mehr so traurig und öde vor. Ohne es zu wissen, hatte er ein tief in der menschlichen Natur wurzelndes Gesetz entdeckt, die Triebfeder zu vielen, vielen Handlungen. Um das Begehren eines Menschen, sei er nun erwachsen oder nicht, — das Alter macht in dem Fall keinen Unterschied — also, um eines Menschen Begehren nach irgend etwas zu erwecken, braucht man ihm nur das Erlangen dieses „etwas" schwierig erscheinen zu lassen. Wäre Tom ein gewiegter, ein großer Philosoph gewesen, wie zum Beispiel der Schreiber dieses Buches, er hätte daraus gelernt, wie der Begriff von Arbeit einfach darin besteht, daß man etwas tun muß, daß dagegen Vergnügen das ist, was man freiwillig tut. Er würde verstanden haben, warum künstliche Blumen machen oder in einer Tretmühle gehen „Arbeit" heißt, während Kegel schieben im Schweiße des Angesichts oder den Mont-Blanc erklettern lediglich als Vergnügen gilt. Ja, ja, wer erklärt diese Widersprüche in der menschlichen Natur! —

(Fortsetzung folgt.)

Das Medaillon.

Skizze von Olga Wohlbrück.

Die Geigen winselten von unten herauf wie sommertolle Katzen.

Die Nacht drohte unerträglich zu werden. John Cragg schaltete das Licht der gelbbeschirmten Lampe ein und warf seinen immer noch schlanken, sehnigen Körper in dem seidenen, breitgestreiften Pyjama aus dem Bett. Sein Gesicht war glattrasiert, sein Haar — grau an den Schläfen — lag straff unter dem Netz, das die Form seines eckigen Kopfes eng umspannte und seiner Haarordnung tagsüber die Unverrückbarkeit einer Celloloidhaube zu geben bestimmt war. Er streckte die Hand aus, mit den harten, wohlgepflegten Nägeln, denen man den scharfen Schnitt der Zangenschere anmerkte, und langte nach einer Zigarette, die ihrem Umfang nach einer kleinen Zigarre entsprach. Dann schlüpfte er in die pelzgefütterten Saffianschuhe. Immer überheizt, diese verdammten deutschen Hotelzimmer! .... Er stellte die Heizung ab, läutete. Dreimal mußte er läuten. Bis endlich ein Kellner erschien, mit bereits schlappem Kragen und gelockerter weißer Binde. „Der Herr wünscht?" — „Ruhe wünsche ich ... verstanden — Ruhe! Ist denn unten die Hölle los?" Der stark amerikanische Tonfall milderte die Härte, der Kellner lächelte. „Eine feine, große Hochzeit, Herr ... neunundachtig Personen ... das trockne Couvert zwanzig Mark!"

„Haben Sie kein anderes Zimmer?" — „Alles besetzt, Herr, von den Hochzeitsgästen!" — „Angenehm ...!" „Aber die Braut wird jetzt gleich heraufkommen und sich auf Nummer 1 umziehen. Die Herrschaften fahren mit dem Nachtzug nach Italien. Wenn der Herr eine Stunde warten will — das Mädchen kann das Zimmer dann gleich richten. Es liegt auf der anderen Seite vom Gang, da hört man den Lärm aus dem Festsaal nicht." — „Well, dann bringen Sie mir eine Flasche Cham ... will sagen Sekt herauf .... Aber von dem, den das Brautpaar trinkt!"

Er verzog den rechten Mundwinkel zu einem kurzen Lächeln, und scheuchte den Kellner mit einer knappen Handbewegung aus dem Zimmer. Stärker heulten die Geigen. „Damned!" John Cragg griff ärgerlich nach dem „Punch", der halbverdrückt aus seiner Pelztasche herausragte; aber die Deckenbeleuchtung war zu mangelhaft, und die Schnur der Bettlampe reichte nicht bis an den Sofatisch. Ärgerlich rollte er einen Sessel an den Nachttisch, der knapp neben der Tür stand.

Das Haus war alt und die braungebeizte Tür zeigte spaltenbreite Risse, durch die man bequem hindurchsehen konnte. Obwohl John Cragg nie viel nach anderen fragte, mochte er sich doch nicht in seiner amerikanischen Nachtaufmachung neugierigen Blicken Vorübergehender aussetzen. Wütend zog er an der Kette — die Lampe erlosch.

Die Musik hatte aufgehört. Stimmen drangen herauf, das Lachen tanztrunkener Frauen, Kichern, vereinzelte Rufe. Dann wurde es plötzlich ganz still — nur ein leises Rauschen zog sich über den Gang, eine schwere seidene Schleppe knisterte, eine tiefe Männerstimme murmelte Etwas, sagte dann lauter: „Rasch, daß wir den Zug nicht verpassen ... aber dazu langt's noch ...!" Ein Kuß, ungeschickt laut durch die Hast, ein leiser, kleiner Aufschrei, ein noch leiseres, sattes Lachen ... Wahrhaftig, John Cragg war aufge-

standen und spähte nun — gewiß aus Langeweile — durch die Türritze, wie ein lüsterner kleiner Junge. „Laß doch das dumme Zimmermädchen . . . ich bin viel geschickter . . .!“ Eine gegenüberliegende Tür ging auf, warf einen breiten Lichtfleck hinaus auf den Gang. Mit dem an rasches Erfassen gewöhnten Blick seiner stahlblauen Augen fing John Cragg noch eine schöne, frauliche Schulterlinie in weißer Seide auf und den Umriß einer großen, leicht zur Fülle neigenden Männergestalt. Das dunkle, schräg gescheitelte Haar glitzerte von silbernen Fäden — — Nicht mehr ganz jung, der Herr Bräutigam . . . so etwa in seinem Alter — — Die gegenüberliegende Tür fiel hinter den beiden zu — der Schlüssel knaxte im Schloß.

Nun lehnte John Cragg mit dem Rücken an seiner Tür, kaute an seiner Zigarette. Durch Ritzen gucken, an den Türen horchen . . . Er, John Cragg, in Firma Cragg & Co. — der Konservenkönig aus Frisco, der nach diesem gottverlassenen deutschen Nest gekommen war, weil er einstmals Hans Krack geheißen und ihm in den wenigen sentimentalen Stunden seines arbeitsreichen Daseins der Gedanke keine Ruhe ließ, daß da irgendwo ein kleiner Krack aufgeschossen sein mußte, der ihn damals freilich nicht hatte zurückhalten können, als er —

Na ja . . . wenn man die Sache bei Licht besah — sehr fair war es nicht gewesen . . .! Kaum ein Jahr verheiratet, mit einem Mädchen, das er von Kindesbeinen an kannte und — liebte . . . nach seiner Art und von der er . . . nach ihrer Art nur zu sehr geliebt worden war. Lehrerstochter. Ganz Hingabe. Wenn sie ein Mal — nur ein einziges Mal „nein“ gesagt hätte — aber immer sagte sie „ja“. Das „nein“ übernahm die Verwandtschaft. Er stand wie unter Kontrolle — der Eltern, der Onkel, der Tanten, ja sogar der alten Köchin. Man hatte ihm seine Frau gegeben, wie man ihm ein Schaukelpferd geschenkt hätte: „Hübsch aufpassen, nicht beschädigen und nicht über dem Spiel die Arbeit versäumen! Nämlich die Arbeit am zerkratzten Pult des Delikatessengeschäftes von Krack sel. Witwe. Seiner Erbtante. Vor der die ganze Verwandtschaft erstarb und ohne deren Zustimmung er nicht eine Sardinenbüchse anschaffen durfte. Ja, die sich nicht gescheut hatte, ihm Ohrfeigen anzubieten, als er Selbständigkeitsgelüste bekam. Das war schlimm. Und wurde noch schlimmer, als das Kind kam . . . ein Junge. Denn er gehörte nicht ihm, sondern den Eltern, den Onkeln, Tanten und der alten Köchin. Er war damals fünfundzwanzig, seine Frau noch nicht neunzehn Jahre alt . .

„Wenn wir mehr Kinder hätten —?“ meinte sie zaghaft. Gewiß war sie bereit, jedem Familienmitglied ein Kind zur Welt zu bringen. Ihn schauderte.

Als er eines Tages, auf seine väterliche Autorität pochend, erklärte, es sei ein Unfug, das Kind in den Schlaf zu wiegen und energisch den Griff des Wagens den Händen seiner Frau entwand — riß die Sardinentante, die sich zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten in der Wohnung des jungen Paares aufhielt, das brüllende Kind aus seinen Kissen und schaukelte es ihm vor der Nase in ihren Armen, indem sie höhnisch rief: „Was verstehst du denn von Kindern?“ Seine Frau stand dabei, sehr blaß, und ihre Lippen bewegten sich, als murmelte sie ein beschwichtigendes „Hans, liebster Hans . . .“ aber sie stellte sich ihm nicht zur Seite und ließ ihm auch nicht nach, als er die Zimmer- und dann die Wohnungstür ins Schloß fallen ließ.

Niemals sah man ihn wieder. Von Berlin aus, wo er Aufnahme bei einem einstigen Schulkameraden gefunden, betrieb er die Scheidung und schickte die Briefe seiner Frau uneröffnet zurück. Er wußte ja — ein jeder würde anfangen mit: „Lieber, liebster Hans“ und schließen mit „Kehre zurück, es ist dir alles vergeben“ — oder so ähnlich. Davon hatte er nun genug! Nach erfolgter Scheidung fuhr er als Kohlentrimmer über das große Wasser. Er hatte abwechselnd Glück und Pech, bis sich das Glück endgültig für ihn entschied. Nachdem er die erste halbe Million verdient hatte, regte sich in ihm der leise Wunsch, seinen Jungen zu sehen, die dort wissen zu lassen, wie es ihm ging — aber im letzten Augenblick packte ihn die Angst, er könnte sich am Ende einfangen lassen. So blieb er drüben. Wurde Amerikaner — päpstlicher als der Papst.

Hatte sich naturalisieren lassen — John Cragg. Ging alles, wenn man tief in die Brieftasche langte. . . . Der Krieg brachte ihm neue Millionen, den Spitznamen Konservenkönig. Es gab mehrere diese Art. Vielleicht war er nicht der reichste von ihnen — sicher der Gewissenhafteste. Überhaupt das Gewissen . . . das war gewiß so als blinder Passagier mitgekommen. Wohl setzte es auch bei ihm mal aus, aber totschlagen hatte es sich nicht lassen. Und manchmal ertappte er sich — noch nicht auf dem Wunsch, aber auf der Vorstellung, daß seine einstige Frau durch die prachtvollen, aber einsamen Räume seines Stadthauses, über den smaragdgrünen Rasen seines Landsitzes wandle — und dann wurde ihm jedesmal so merkwürdig warm, so . . . Na aber vor allem der Junge . . .! Da gab's nichts — der gehörte ihm. Gehörte ihm, wie dem Jungen einst die vielen Millionen und die acht Fabriken gehören würden, wenn er selbst mal Schluß machte. Den Jungen ließ er sich nicht von den kleinlichen Verhältnissen in der Heimat kaputt machen. Der mußte unter seine Führung kommen, der sollte an ihm lernen, wie man sein Leben aufbaut! . . . Eines Abends beim Coc-tail in seinem Klub, rechnete er sich aus, daß seit jenem letzten Tage in der Heimat siebzehn Jahre vergangen waren, daß heute der größte Teil der Verwandtschaft, die Sardinentante und die Köchin mitinbegriffen, längst in einer bessern Welt weilen, und sein Junge achtzehn Jahre alt sein mußte. Er schrieb seinem Anwalt nach Berlin und beauftragte ihn, Erkundigungen einzuziehen über seine ehemalige Frau. Als Antwort die Nachricht, daß Frau Margarete Krack bald nach ihrer Scheidung die Stadt verlassen, einige Jahre mit ihrem Kinde in Berlin zugebracht hätte und von dort in ein süddeutsche Provinzstadt gezogen sei.

Und nun war John Cragg in dieser Stadt eingetroffen und lehnte mit dem Rücken an einer Tür, durch deren Ritzen er die ersten Zärtlichkeiten eines jungvermählten Paares belauscht hatte . . . Wieder winselten die Geigen auf, und im selben Augenblick brachte der Kellner ein Tablett mit der Sektflasche im Eiskübel und einem Spitzglas.

„Nummer eins wird gleich für den Herrn zurecht gemacht.“ — „Allright — dann bringen Sie mir auch gleich den Sekt mit 'rüber!“ Der Raum war noch erfüllt von Blumenduft, als der Kellner die Doppeltür vor ihm öffnete. „Fenster auf, es riecht ja hier wie nach einem — —“ John Cragg verschluckte das Ende. „Wer sind übrigens die Leute?“ fragte er, während der Kellner einschenkte und das Mädchen sich noch am Waschtisch zu tun machte. Aber es war nur ein Aushilfskellner, der wenig Bescheid wußte. Nur daß es ein schwerreicher Holzhändler war, konnte er berichten und daß „sie als nix hatte — nur ebbe Glück!“ Das Mädchen zeigte auf den Schrank: Ob's den Herrn nit geniere tät, daß sie die Sachen der Braut bis morgen da hineingegeben hätt? Nein, gar nicht, sie sollten sich nur endlich trollen. Denn er war müde, wollte schlafen, zum Donnerwetter!

Immer noch riecht es nach Blumen in dem Zimmer, als ob . . . zu dumm! Und so still ist es — gräßlich still . . . vielleicht hätte er doch lieber in dem andern Zimmer bleiben sollen? Und nun quietscht was . . . richtig die Schranktür! Daß doch die Weiber — er sagt „Quaiber“ — nichts ordentlich machen können! Es ist wahrhaftig nicht Neugierde, wenn er an den Schrank tritt . . . aber es geht doch was Merkwürdiges von so einem gleißenden Brautkleid und weißen Schleier aus, denen noch der warme Duft eines schönen jungen Frauenkörpers anzuhaften scheint . . . Unten stehen die weißseidenen Schuhe — schmal, elegant . . . Seine Frau hatte eigentlich auch so einen schmalen, eleganten Fuß gehabt — aber damals hatte er wohl noch nicht das nötige Verständnis für diese Schönheit . . . vielleicht überhaupt kein Verständnis für so Manches . . . Daher die Schuftigkeit . . . denn eine Schufterei war es gewesen — nicht das Durchbrennen . . . aber nachher das feige Wegstehlen. . . . Kein fair play. Nun, er hatte ja einen Fürsprecher in seinem Jungen, der würde das schon in Ordnung bringen . . .! Mit einem energischen Ruck will John Cragg den Schrank abschließen — da hat sich aber was dazwischengeklemmt und glitzert auf in dem hellen Licht der Mittelkrone. Es ist ein Medaillon an einer feinen goldenen Kette. Allzu geschickt ist der Herr Holzhändler nicht gewesen — hat das Kettchen mit dem Kleid heruntergerissen in der Eile — —

Einen Augenblick zögert John Cragg — dann drückt er auf die Feder, der Deckel springt auf. Das Gesicht eines etwa fünfzehnjährigen Knaben blickt ihm aus großen Augen entgegen — fremd . . . und doch . . . Ein mit einem schmalen schwarzen Band zusammengebundenes Büschel blonder Haare liegt im Halbkreis um den hübschen, energischen Knabenkopf. Diese Haare — so genau waren seine eigenen, bevor sie grau wurden . . . mit einem leisen Stich ins Rötliche — „fuchsig“ pflegte die Sardinentante zu sagen. John Craggs Herz schlägt ganz leise an . . . ganz leise . . . Nonsens! Mit dem harten, spitzen Daumennagel hebt er das Glas in dem dünnen Goldrähmchen hoch. Wendet das Bildchen um. In einer Schrift, die kaum noch eine entfernte Ähnlichkeit hat mit jenen kindlichen Schriftzügen, die er in Erinnerung behalten, stehen die Worte: „Unser einziger Junge, geboren am 5. Februar 1906, an der Grippe gestorben am 7. März 1922.“ Das Datum hatte John Cragg vergessen . . . das Geburtsjahr weiß er. Er sieht jetzt plötzlich grau aus — ganz verfallen . . . Und was er dann tut, ist nur mehr mechanisch . . . wendet noch ein Blättchen um — und sieht sich selbst. Wie er damals war. Statt einer Haarsträhne — im Halbkreis um seinen Kopf in unausgeschriebener Kleinmädchenschrift: „Lieber . . . liebster Hans!“

Nein — er weiß wirklich nicht mehr, was er tut . . . zum ersten Mal seit siebzehn Jahren weiß er es nicht . . .

Er läutet, läutet, wie einer, der um Hilfe ruft. Der Wirt soll kommen ... der Wirt! Der ist Hiesiger — der muß es wissen — alles muß er wissen. Und er packt ihn wie mit Pranken an dem feinen Gehrock, den er zu Ehren des Hochzeitsfestes angelegt und schreit: „Uer ... Uer ist die Braud ...?“ Und es wäre zum lachen, wenn sein Gesicht nicht so schrecklich dabei wäre ... Aber der Wirt hat einen leichten Zacken und ist geschwätzig ohne Hintergedanken. So hört John Cragg, was er eigentlich weiß. Frau Margret Krack heißt die Braut. Witwe oder geschieden — tut als nix zur Sache. Als sie aus Berlin daherkam, war er — ein ganz kleiner Holzhändler, und sie — die einzige Tippeldame im Büro. Aber tüchtig — da gab's als nix! Nur Arbeit und der herzige Bub! Und als es bald mal schief gegangen wäre während des Krieges, da hat sie es gehalten, das Geschäft — sie ganz allein, und hoch gebracht. Aber als er zurückkam und sie hat heiraten wollen ... also partout nicht! Nur wegen dem Buben. War ja ein prächtiges Burschel! Erster in der Schule und bester im Sport ... Bis dann — drei Tage Lungenentzündung ... und weg war er! Da hat sie ihn denn endlich genommen, den Mann ... „und wer's den beiden nit gönnen tut, der is als ein schlechter Kerl, ein ...“

Plötzlich fängt der Wirt zu lachen an und zeigt auf das Haarnetz, das eng den kantigen Kopf umspannt. John Cragg reißt es ab — hält es in der Hand. Hält das Symbol seines Amerikanertums in der Hand ... seiner Millionen .... seiner Tüchtigkeit — alles was er seinem Jungen hatte bringen wollen — ballt es in der Hand zusammen, schleudert es weit von sich, da es Sinn und Zweck für ihn verloren ...! Er hat es nicht gemerkt, daß der Wirt, verdutzt, das Zimmer verlassen hat. Er sitzt zusammengesunken vor der Sektflasche, die auf der Hochzeitstafel seiner Frau gestanden, und trinkt, trinkt — mit leeren Augen und leerem Hirn.

Unten räumen die Kellner die Flaschen von den Festtafeln, das Geschirr. Der Ober stürzt herein, macht sich verärgert am Stehpult zu schaffen. „Der verrückte Amerikaner hat g'schellt, verlangt die Rechnung.“ — Eine halbe Stunde darauf setzt sich ein müder, gebeugter Mann langsam durch die Frühstille der engen Gassen zum Bahnhof. Ein hartes, bitteres Lächeln reißt an seinen Mundwinkeln. Die Heimat hat sich gerächt an dem Konservenkönig John Cragg —! Hat ihm in einer Nacht den ganzen stolzen Aufbau seines Lebens vernichtet und ihm für die lange, öde Wegstrecke, die vor ihm liegt, nichts mitgegeben, als ein Medaillon, an einer feinen goldenen Kette. ...

Bücherschau.

Karl Weidel: Deutsche Weltanschauung, 271 S. mit 20 Kunstdrucktafeln, in Ganzl. gebd. ca. 9,75 Zl., Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Von einem „Buch zur Selbstbesinnung“ spricht der Verfasser im Untertitel. „Ein Buch zur Aufrichtung“ möchten wir hinzusetzen. Wir haben so viel verloren, daß wir der Aufrichtung an dem unermeßlich reichen Erbe täglich von neuem bedürfen, das unsere großen Väter auch dem einsamsten ihres Volkes verschrieben haben, das über die Grenzen von Zeit, Raum und Staat hinweg die inmitten Europas siedelnde deutsche Kulturgemeinschaft mit festen Klammern zusammenhält. Aus diesem Erbe, das — wie es deutscher Weltanschauung entspricht — niemals in selbstsüchtiger Beschränkung verharrt, sondern unzeitlich und allumfassend dem Quell der Ewigkeit zustrebt, dem es entspringt, wird uns eine Anthologie von Bekenntnissen vorgelegt. Kein bunter Blumenstrauß, den man leichthin am Wege pflückt, kein Resterschmaus von reichbesetztem Tisch, der trotz raffinierter Gewürze den Eindruck der Abgestandenheit nicht zu verbergen vermag — dies Buch, in dem sich Fichte und Hölderlin, Schleiermacher und Nietzsche, Kant und Wille, Eckehart und Rilke die Hände reichen, dem Goethes gewaltiges Testament das Leitmotiv, den Vor- und Nachspruch gab, gleicht einer ernsten, oft recht schwierigen Ouvertüre, die uns zu Andacht und Ruhe bringt, gleichzeitig aber das noch nicht begriffene und vielleicht auch unbegreifliche Werk, das überall der Enthüllung und Erlösung wartet, mit schmerzender und beglückender Sehnsucht begehren läßt.

Der Herausgeber hat diesen Bekenntnissen, „daß unsere Welt nicht des Teufels, sondern Gottes sei“, im ersten Teil des Buches eine Einführung vorangeschickt, einen Schlüssel zum Anschauungsunterricht, der die Klippen einer schwer verständlichen fachwissenschaftlichen Diskussion und einer verflachenden Popularisierung und Geistreichelei glücklich zu vermeiden weiß.

Zwanzig Kunstdrucktafeln sind des hervorragend ausgestatteten Buches besonderer Schmuck. Vielgesehene Bilder von Dürer, Böcklin, Klinger, erhabene Denkmäler deutscher Baukunst, auch einige unbekannte Blätter, wie die überraschend plastische „Einsamkeit“ von Schwind, die poetische „Heimfung“ Tylmanns und die uns wieder und wieder zur Betrachtung zwingende „Mutter Erde“ von R. Weise, ein Titelbild für das ganze, schwer zu besprechende, leichter zu liebende ganze Werk, da beide — Bild und Buch — von Herbheit und Lieblichkeit, unendlicher Weite und letztem Nahesein Zeugen und lebensvoller Ausdruck sind. st.

*

Hans v. Arnim und Georg v. Below: Deutscher Aufstieg. Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der rechtsstehenden Parteien. 517 S. mit 18 Abbildungen. Halbl. gebd. ca. 21 Zl.; Ganzl. gebd. ca. 24 Zl. Franz Schneider Verlag, Berlin SW. 11 und Wien I.

Eine Geschichte der rechtsstehenden Parteien in Deutschland, treffender gesagt: der alten Konservativen und der jungen Deutschnationalen Partei. Denn die Führer des Rechtsliberalismus und des rechten Zentrumsflügels fehlen, soweit sie sich nicht in späterer Entwickelung — wie Traub, Helfferich oder Martin Spahn — der größten deutschen Rechtspartei angeschlossen haben. Auch so markante Persönlichkeiten von der rechtsradikalen völkischen Gruppe, wie Kapp, Ludendorff und Graf Reventlow, finden wir nicht.

Von den 60 trotz der gemeinsamen Parteirichtung doch so grundverschiedenen Köpfen, der vergangenen und der lebenden Generation, mit denen sich ein jeder gemäß seiner Einstellung befreunden oder in anderer Weise auseinandersetzen mag, stammt genau die Hälfte aus dem Lande östlich der Elbe. So dürfen wir Deutschen in Polen, trotzdem wir an dem Parteileben des Deutschen Reiches keinen Anteil mehr haben, doch mit Interesse an dieser biographischen Sammlung Anteil nehmen, die sich mit der Geschichte einer politischen Entwickelung befaßt, die vornehmlich in unserer engeren Heimat gedeihen konnte.

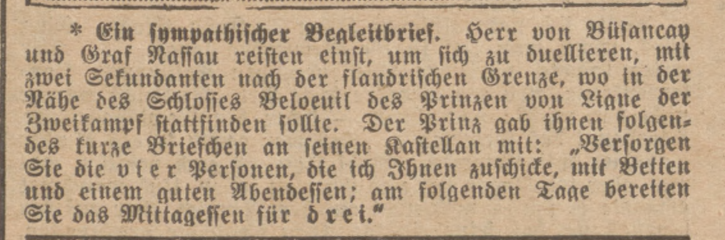
Man wird es nicht glauben wollen, aber es verhält sich in der Tat so: diese umfangreiche Parteigeschichte liest sich wie ein spannender Roman. So wunderlich sind die Schicksale dieser politischen Kampfnaturen, die sich gut in das Milieu der Fontaneschen „Wanderungen“ hineindenken lassen. Knorrige Gestalten, gewiegte Diplomaten, leidenschaftliche und kühle Naturen, die ihr Leben selbst beschreiben, oder von berufenen Biographen, vor allem von dem als Herausgeber genannten Freiburger Professor v. Below gezeichnet werden, der den einzelnen Lebensbildern eine kurze Geschichte der rechtsstehenden Parteien voranschickt.

Für den politischen Menschen ist das Werk eine wahre Fundgrube für die Aufdeckung von Zusammenhängen und Gegensätzen, die ihm ohne diese, wenn auch keineswegs vollständige, so doch reichhaltige Ahnengalerie entgangen wären. Man stelle nur einmal die sozialpolitischen Köpfe, wie Konstantin Frantz und den Chefredakteur der „Kreuzzeitung“ Hermann Wagener (der — was niemand weiß — als erster in Preußen das gleiche Wahlrecht und die Sozialgesetzgebung verlangte!), den „Kathedersozialisten“ Adolph Wagner, die Theologen Wichern und Stöcker, — man stelle diese führenden Geister einmal nebeneinander in eine Gruppe. Soviel Gemeinsamkeiten, soviel Verschiedenheiten, und noch haben wir keinen ostelbischen Junker genannt, der sich besonders ungern einer Parteischablone fügt und dem naturgemäß gerade hier in vielen Kapiteln, vom Fürsten Bismarck bis zu den Grafen Westarp und Posadowsky, ein neues Preislied gesungen wird.

Die Parteibewegung in Deutschland ist noch im Fluß. In der uns vorliegenden Parteigeschichte in Lebensbildern erkennen wir deutlich die Zäsur, die der große politische Umsturz in eine kontinuierliche Bewegung getrieben hat, deren Anfänge — ebenso wie der Ursprung des Liberalismus — in der nationalen Freiheitsbewegung der deutschen Burschenschaft zu suchen sind. Die Deutschnationalen sind etwas wesentlich anderes, als die Konservativen, im negativen wie im positiven Sinne. Als Hauptkennzeichen des großen deutschen Blocks (zu dem wir in zunehmendem Maße auch die Deutsche Volkspartei rechnen müssen), erscheint uns — nach den hier ausgestellten Gemälden und Selbstbekenntnissen seiner Führer — die primäre Betonung des nationalen Gedankens in der Politik, wobei im übrigen der sozialen, konfessionellen und weltanschauungsmäßigen Einstellung des Einzelnen ein weiterer Rahmen zugebilligt wird, als dies bei der dafür geschlosseneren Konservativen Partei, die heute nur eine Gruppe der deutschnationalen Bewegung darstellt, möglich war.

Die Deutschen im Reich sind in einer anderen Lage als wir Deutschen in Polen. Sie können sich auch in parteipolitischer Hinsicht manchen Luxus leisten, der uns versagt bleibt. Ja, drüben im Reich kann — ebenso wie bei der polnischen Mehrheit hierzulande — manches Notwendigkeit sein, was für uns als Minderheit Verbrechen wäre. Aber eines verlangt die Stunde von allen Deutschen in gleicher Weise: das vom Parteienkampf ungetrübte B e k e n n t n i s zur Volksgemeinschaft. Dem letzten Reichstagsabgeordneten für den Wahlkreis Kolmar-Czarnikau-Filehne, dem verstorbenen Führer des Bundes der Landwirte, Gustav Roesicke, legt der Verfasser seiner Lebensbeschreibung den Vers eines jungen Dichters auf die Lippen, mit dem wir also bekennen:

„Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt,
Erst kommt mein Volk, dann all die anderen Vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt!“ st.



* **Ein sympathischer Begleitbrief.** Herr von Büsancay und Graf Nassau reisten einst, um sich zu duellieren, mit zwei Sekundanten nach der flandrischen Grenze, wo in der Nähe des Schlosses Beloeuil des Prinzen von Ligne der Zweikampf stattfinden sollte. Der Prinz gab ihnen folgendes kurze Briefchen an seinen Kastellan mit: „Versorgen Sie die v i e r Personen, die ich Ihnen zuschicke, mit Betten und einem guten Abendessen; am folgenden Tage bereiten Sie das Mittagessen für d r e i.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.